

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1934-1935)
Heft: 12

Artikel: Zeitloses in der Politik
Autor: Meyer, J. Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeitloses in der Politik

von Joh. Walter Meyer

«Freie Aussprache über das Programm Schultheß —
Fünf Redner aus verschiedenen Berufsständen —

So lautete die Ankündigung. Ich ging hin in der Erwartung, auf Lebenserfahrung gegründete und an politischer Einsicht gereifte Besprechungen jener bemerkenswerten Rede zu vernehmen. Als ich, drei Stunden später auf dem Heimwege, die Summe des Abends zog, gaukelte mir folgendes Bild vor Augen:

Die Helvetier von anno 1935 befanden sich abermals auf einem Zuge, der ging aber weder nach Westen, Süden oder Norden, sondern es handelte sich darum, wirtschaftliches Neuland aufzuspüren. Nach reichen üppigen Jahren waren magere gefolgt.

Die Spitze der Kolonne staute sich vor einem Hindernis, es war eine breite Wasserfläche und das jenseitige Ufer nicht deutlich erkennbar. Der Herzog trat vor, prüfte die Lage und sagte: Hier an dieser Stelle müssen wir hindurch, das Wasser mag bis an die Knie reichen, doch wir müssen es wagen, die Vorräte sind bald erschöpft. Es traten hervor die Häuptlinge von 1935 und versuchten das Element, bis es an die große Zehe reichte, dann schüttelten sie den Kopf und meldeten: Wie soll ich das meinem Stamme sagen, wo wir doch des Wassers ungewohnt sind? Andere, die mehr Mut hatten, sahen tapfer drein und versprachen — ja, wir folgen nach, wenn ihr übrigen vorangegangen seid. Und da sie alle sich vor Benetzung scheuten, blieb die Spitze stocken, das Gedränge wurde größer, die Not wuchs und ein wildes Geschrei hub an. Der Herzog, dem die Wunderkraft eines Moses, die Meere teilen zu können, nicht verliehen war, und der diesmal auch keinen Umweg erfinden konnte, erhob sich von seinem steinernen Sitze müd und traurig und reichte seine Demission ein!

Zu Hause angekommen, empfand ich das Bedürfnis, noch einen Blick in ein altes Buch zu tun. Ich konnte keine Ruhe finden, etwas mußte geschehen.

Früh um vier war ich wach und ging hinunter in den Stall. Mein braunes Roß drehte mir den Kopf zu und wieherte voll froher Ahnungen. Bald ist gesattelt und gepackt und bei verblassendem Sternenschein geht es behutsam die steile Hofstatt hinunter der Straße zu. Unvermerkt zieht die Nacht ihre dunklen Schleier ein, und es wird im Osten heller. Vom Speer bis zum Säntis zeichnet sich der Zickzack der schwarzen Gebirgswand scharf ab gegen die gelbgrünlich schimmernde Weltentiefe. In Schirmensee besteigen wir das Schiff des Fährmanns, der uns nach Bäch übersetzen soll. Im Halbdunkel des Frühmorgens mustere ich die übrigen Gefährten. Es sind ihrer nicht viele. Mir zunächst ein schon recht bejahrter Mann mit einem etwa 6jährigen bleichen Knaben, augenscheinlich sein kleiner Enkel. Er hält ihn sorgsam in Decken gewickelt. Hinten im Schiffe eine jüngere Frau, sie ist schlicht gekleidet, ihre Haltung aber aufrecht und sicher, das Antlitz fast bleich, doch nichts von Krankheit verratend. Ein munteres Mägdlein von 8 Jahren schmiegt sich zärtlich an seine Mutter und kann vor Freude und Erwartung sich kaum ruhig halten. Es flüstert in einem fort, indem seine kleinen Hände am Brusttuch der jungen Frau kosend nesteln.

Nun ist auch der Fährmann da, er tut einen Blick gegen Osten und bläst das Licht aus. Wir stoßen weich und geräuschlos vom Ufer ab. Der Morgen steigt herauf, es wird ein wundervoller Tag sein. Langsam und stetig gehen die Ruder, das Boot gleitet unvermerkt nach der Seemitte zu. Ich versuche in den Gesichtern zu lesen, was die Lippen verschweigen. Dieser alte Mann verlor durch Unglück seinen Sohn, er ist binnen einem Jahr weiß geworden. Die Schwermut einer jungen vereinsamten Mutter hatte sich auf den Enkel übertragen. Möge doch die Gnadenreiche in Einsiedeln helfen.

Die Frau im Hinterschiff spricht, mir nicht vernehmbar, leise mit dem Fährmann. Auch sie kann ich jetzt erkennen. Ihre Verwandtschaft hat es der stolzen Tochter nicht verziehen, daß sie Herz und Hand einem Manne gab, der sich zum andern Glauben bekennt. Sie weiß, sie hat dennoch recht getan, und dort oben wird ihr ob dem menschlichen Mißverstehen Linderung werden. Sie ist der Fürbitlerin sicher bei dem, der in die Herzen sieht. —

Nun mit einem Male schießen im Osten goldene Strahlenblitze

fächerartig am Himmel auf, eine purpurne Röte folgt nach und unbeschreiblich in Glanz und Herrlichkeit schwebt die Sonne über den Bergrand empor.

Wir stehen alle in ihrem Banne, da tönt es silberhell — him — glim — von der nahen Ufenau her. Ob zur Frühmesse oder zum Lob von Gottes Herrlichkeit, es ist mir dasselbe. — Der alte Mann hat über dem Knaben auf seinen Knien die Hände gefaltet, da fällt auch schon das kleine Mädchen ein mit einer Stimme, die das Glöcklein an Klingen noch übertönt: Ave Maria . . . Absichtlich oder nicht, der Fährmann und ich hatten bei den ersten Silben unsere Häupter entblößt und schweigend lauschten wir dem Gebete, derweilen die Ruder ruhten. Immer wieder mußte ich die Mutter des Kindes betrachten. So hat auch meine Mutter gebetet, abends auf dem Rande meines Bettes sitzend. In der Dunkelheit der Schlafkammer konnte ich nur die Umrisse ihres geneigten Kopfes erkennen. Während ihr Amen noch wie Orgelton den ganzen Raum erfüllte, strich sie die Falten meines Deckbettes zurecht mit ihren von schwerer Arbeit etwas starr gewordenen Fingern. — Leise stieß das Schiff auf, wir waren angelangt. Allseitiges Grüßen und Gutes wünschend, zog jeder wieder seinen eigenen Weg dahin.

Ich strebte der Hochfläche leicht gegen Süden haltend, zu. Es war eine Freude, wie mein braves Roß auszog und jede Steigung schien in ihm die Lust zum Gehen nur mehr zu wecken. Oben auf der Höhe grüßte ich nochmals in die Tiefe, wo der See nunmehr übergossen von Sonnenglanz in schönem Bogen und eingebettet von einem Kranz wohlhabender Ortschaften sich hinzog. Ist es zu glauben, daß die Menschen dort unten das alles nicht sehen und nur von Krise reden und sich ängstigen? Die Glarner Berge grüßten und das reine Weiß des Firns schien eher dem Himmel als der Erde anzugehören. Weiter in munterer gelöster Gangart. Wie wird wohl meine Unterredung ausfallen? Ich versuchte mir die Gedanken etwas zurechtzulegen, aber noch hatte mich der Zauber des jungen Tages zu sehr in seinem Banne, dort lachte ja schon die breite Fläche des Zugersees herauf. Im fernen blauen Dunst entwindet er sich der Klammer der steil einfallenden Bergwände. Das nähere nördliche Ufer lagert sich gemütlich und breit an die Gestade des fruchtbarsten Obstgartens. Es hätte des weißen Blütenmeeres nicht bedurft, um mir den Ausruf zu entlocken: Heimat, welch gesegnetes Land bist du!

Die Nachmittagssonne brannte schon heiß, als wir des kühlen Schattens froh durch die hohle Gasse gegen Küßnacht ritten. Bei der Kapelle wurde eine reichlich verdiente Rast gemacht. Kurz vorher hatte ich mit einem Hirten einige Worte gewechselt. Der Mann mit dem breiten Vollbart und dem hellen Hirtenhemd ließ mich wahrlich der Zeiten Lauf vergessen. Eine halbe Wegstunde von der Landstraße entfernt, und schon ändern 100 Jahre weniger an Haus und Mensch und Wesen als ein Jahrzehnt in «betriebsreichen» Gegenden. Hier unter diesen einfachen Leuten hatte sich die Überlieferung jener Befreiungstat erhalten können, bis es der aufgeklärten Schulweisheit der Jahrhundertwende vorbehalten blieb, der Jugend nahezu legen, daß wissenschaftlich nicht nachgewiesene Begebenheiten nicht zählen und keine Beachtung verdienen. Hunderte von Erziehungs- und Schulräten sahen dieser Zertrümmerung unseres geistigen Erbgutes tatenlos zu. Noch vor anderthalb Jahrzehnten hörte ich einen «Lehrer» dozieren, daß eigentliche Ursache und Antrieb zur Gründung der Eidgenossenschaft der Wille des Urner Volkes gewesen wäre, die Säumerei über den Gotthard in eigenen Händen zu haben. Alles Gerede um Heldenkämpfe für Freiheit sei baubau. Dieser Mann hat seither die Schule verlassen, konnte sich in öffentlichen Ämtern weit vordrängen und spricht ein gewichtiges Wort in volkswirtschaftlichen Fragen. Nota bene, es handelt sich nicht um einen der vielen Neuschweizer. Er spricht eines der urchigsten Idiome unserer Heimat. Auch das Schweizervolk von damals hatte keine Zeit, sich um «veraltete» romantische Gefühlsangelegenheiten zu kümmern, man wollte doch aufgeklärt und realpolitisch sein und das Geschäft nahm das ganze Sinnen und Trachten in Anspruch. Das Geschäft blühte, und man konnte es den Vätern nicht verzeihen, daß sie uns ein so kleines Land zur Heimat überlassen hatten. Man lauschte gelehrig auch den vielen Forschern nördlich des Rheins, die uns zu sagen hatten, wessen Abkömmlinge wir eigentlich seien und wohin wir von Wissenschaft wegen gehörten.

Die Unterbrechung durch eine längere Überfahrt von Küßnacht nach Stansstad war Mann und Roß wohl zu gönnen. Die Sonne neigte sich gegen Abend, als wir an Land gegangen und das letzte Stück Wegs in Angriff nahmen. Zu unserer Rechten dehnte sich auf eine gute Strecke das Drachenried, jenseits begrenzt von den dunkeln Flügen des Plattibergeres, dessen nördlicher Ausläufer im Rotzloch endigt. Im Gegensatz zu dem noch im Abendgolde stehenden

Stanzerhorn, huschten schon allerlei gespensterhafte Nebelgestalten über das Ried hin. Das tiefe Schweigen brachte einem das Gegenspiel dunkler und lichter Mächte zum Bewußtsein. Kein Wunder, daß das Volk noch heute jenen Helden ehrt, der das Gottesbild im Herzen tragend, frohgemut dem Schreck alten Aberglaubens entgegentrat und das dort hausende Untier zur Strecke brachte. Der zweite Winkelried, der in übermenschlicher Selbstaufopferung die feindlichen Lanzen in seiner Brust begrub und den Eid-Genossen und uns allen den Weg zur Freiheit bahnte, er mochte wohl ein Nachkomme jenes ersten gewesen sein.

Es waren schwere Zeiten, welche die Wiege unseres Vaterlandes umwitterten, aber was für ein Schlag Männer lebte damals, es zu behüten und für dasselbe zu leben und zu sterben!

Beim Betzeitgeläut stieg ich zur Nachtrast vor dem Gasthof zu den Drei Eidgenossen aus dem Sattel im schönen Flecken Kerns. War auch der Hunger groß, so war die Müdigkeit noch stärker und schnell waren Ross und Reiter in Schlaf versunken. —

Am nächsten Morgen lag noch tiefe Dämmerung über der Landschaft, als wir die Melchaa hoch überschreitend uns dem Ziele der Reise näherten. Die Straße war schmal geworden, und als wir um die Zunge des schlanken Hügelrückens bogen, blieb nach wenigen hundert Schritten auch schon mein Goldfuchs vor der Kapelle des seligen Bruder Klaus stehen, als hätte das treue Tier ein Wissen um mein Anliegen. Auf sein morgendliches Gewieher trollte sich aus dem nächsten Bauernhaus ein halbwüchsiger Knabe heran, uns Fremdlinge verwundert musternd. Wir sahen ja nicht aus wie die gewohnten frommen Pilger. Mein Pferd an den Holzpfosten des Vorbaues anbindend, bedeutete ich dem Knaben, mir die Kapelle zu öffnen. Mit lässigen Bewegungen und keinen Blick von meinem Pferde lassend, drehte er den großen Schlüssel und die knarrende Tür öffnete sich. Halb befehlend, halb fragend sagte er, auf ein Gefäß weisend — da ist Weihwasser — oder wenn ihr einer von den andern seid, so tut ein gutes Werk, dort ist der Opferstock. Damit trat er einen Schritt zurück, den Einlaß freigebend. Ich ließ ein gutes Stück Geld hineinfallen. Der Klang wurde von meinem etwas zurückhaltenden Pförtner nicht verkannt. Er ging mit erwachter Bereitwilligkeit bis zum Altar, wo er zwei Kerzen anzündete und nachdem ich auch in seine Hand einen rechten Batzen gelegt, ent-

fernte er sich wortlos, meinen Fuchs am hängenden Zügel nach sich ziehend.

So saß ich eine gute Weile unter der offenen Türe. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an das Halbdunkel und aus den Rahmen und Wänden traten allerlei Gestalten hervor. Vom Schauen verfiel ich ins Sinnen; wie lange dies gedauert hat, weiß ich nicht. Deutlich kam mir das Gefühl, nicht mehr allein zu sein und als ich die Augen auftat, saß er da, mir gegenüber unter dem Vordache, je einer zur Seite der noch immer offenen Tür — der Bruder Klaus und ich.

Sein Blick war auf mich gerichtet, er hatte offenbar unbemerkt mich gemustert und ich fühlte, wie sein Auge mein Gesicht vornahm und in meine Gedanken eindrang, wie er Gefühl und Regung der Seele erriet. Es wurde mir bewußt, daß alles was mich beschäftigte, was mich in quälender Sorge hergeführt, ihm offenkundig war, und sollte er mich zum Sprechen auffordern, so wäre es rein aus Höflichkeit, wenn nicht gar aus Güte. So sehr war ich in den Anblick versunken, daß ich Denken, Handeln und Sprechen vergaß. Sein Schauen war klar und offen, doch so als käme es aus einer andern Welt herüber. Ich mußte an jene Bergseen denken, die ganz oben liegen, so daß kein Gipfel und kein Felsenturm mehr sich darin spiegelt, sondern einzig und allein die hohe Himmelskuppe. Die Stirne war breit, drei tiefe Falten liefen von einer Schläfe zur andern. Gegen die Wölbung zu wurde sie frei, stark traten die Merkmale des Denkers hervor. In einem erhabenen Aufschwingen vollendete sich dieses eindrucksvolle Haupt. Der Mund, ich fühlte es, hatte seit langem, jawohl seit Jahrhunderten nicht mehr gesprochen und ich fürchtete mich vor der Stimme. Die Lippen waren breit und voll, doch unbeweglich wie aus Ebenholz. Kinn und Bart zeichneten den willensstarken Mann, der über sich selbst schon früh den Sieg errungen und der über alles Nurweltliche im reinen war. Seine Haltung war würdig väterlich, er öffnete zwei Hände, wie ich sie von früher an Heiligenbildern gewohnt war, und er lächelte mir gütig zu:

«Was führt dich zu meiner Abgeschiedenheit? Wie soll ich helfen? — Durch seinen Rat.

— Ja, glaubst du denn, daß der was frommen könne. Nicht die Güte eines Ratschlages bestimmt dessen Wert, auch nicht dessen aufrichtige Selbstlosigkeit, sondern einzig die Bereitschaft und das Hörenwollen der also Beratenen.»

Ich wollte erwidern, daß ich vom besten Willen beseelt sei. Er aber hob abwehrend leicht die rechte Hand.

«Gewiß mein Sohn! So ist's auch nicht gemeint. Du kommst für die andern fragen und dies noch ohne Auftrag, und wenn du zurückgekehrt sein wirst, um Kunde zu bringen, wird man deiner spotten oder dich nicht anhören wollen.

— Aber damals, frommer Bruder, damals als du . . .

— Ich verstehe dich, jene Männer waren heftig, eigensinnig, leidenschaftlich und haßten glühend. Aber sie behielten stets das Ganze im Auge, sie waren sich bewußt, daß es um ihre Zukunft und das Schicksal des Landes ging. Im Nein und Ja warfen sie ihre ganze Persönlichkeit auf die Wagschale. Es kämpften grundsätzliche Ansichten um Vorrang und Herrschaft, aber alle waren durchdrungen von der Überzeugung, daß so oder anders die Eidgenossenschaft gewahrt werden müsse. — Nicht ich habe die schließliche Lösung gezeigt, ich ließ sie diese selbst finden, indem ich die getrübe Finsternis ihrer widerwilligen Herzen aufhellte mit dem Lichte der angemessenen Rücksichtnahme auf das, was dem Verbündeten bei Achtung seines Rechtes zugebilligt werden müsse.

— Ich sehe wohl den Unterschied. Was uns Zeitgenossen entzweit und den geistigen Bund elendiglich zerbröckeln läßt, ist nicht die Sorge ums Werden, sondern die Ängstlichkeit um das Sein. Im Grunde handelt es sich um dies. Geistiges gilt nicht viel in unserer heutigen Welt, Erwerb und Besitz alles. Eine neue Abhängigkeit ist geschaffen. Daraus sich zu befreien, ist nach alter Schweizer Art das Streben eines Jeden.

— Hierin kann ich euch nur erkennen und keinen Tadel finden. Wie könnte daraus die große Bedrängnis erstanden sein?

— Was vorgestern im Kampf ums Brot und Erwerb ein Leichtes war und gestern noch möglich, ist heute verhindert. Ein Stillstand ist eingetreten, als wollte das Weltgeschehen sich über den richtigen Weg besinnen und du verstehst es als Kriegsmann wohl, die Führer an der Spitze müssen neue Wege ausfindig machen. Alles stockt und statt im Gliede zu bleiben, kehrt sich alles gegeneinander in wüstem Mißtrauen. Unter den Hauptleuten herrscht Uneinigkeit, und es erwacht die Ehrsucht, die um die Gunst der Mannschaft bühlt. Bei dieser selbst bricht der blinde Streit aus. In unsinniger Weise wird eigene Müdigkeit und Entbehrung den Kameraden zur Last gelegt. Die Mannszucht löst sich auf.

— Ich war selbst Kriegsmann und kenne diese Geißel an unserer Wesensart. Zu oft führte sie uns an den Rand des Abgrundes. Wie schnell zischte und züngelte in den hinteren Gliedern, gleich einem Gifthauche, das Wort «Verräter» auf. Erst äußerste Not und Gefahr vermochte die Besinnung zurückzubringen. Aber damals trat die Bedrängnis sichtbar von vorne heran und konnte unter die Hellebarde genommen werden. Was jedoch euch zu drohen scheint, ist eine Auflösung und ein Zerfall von innen heraus.

— So ist es! Die einen versuchen alles zu überschreien und andere verstopfen sich die Ohren. Engstirnige Zwängerei mit Übertreibung, Entstellung und Lüge macht sich breit. Das Mißtrauen ist gegenseitig. Die einen sind im Hergebrachten erstarrt und verkennen das Gebot der Stunde, andere berauschen sich an land- und lebensfremden Utopien und betrügen das Volk um seine Wirklichkeit. Das Volk, geängstigt und verwirrt, sorgt sich um das Allernächstliegende und gibt seine Zukunft dem bösen Spiele preis. Wie soll dies enden? Siehst du einen rettenden Weg?

— Wie denkt ihr denn selbst davon, wird die Gefahr nicht erkannt?

— Nicht als das, was sie ist. Die Losung heißt heute Organisation. Die Organisation ermöglicht alles, indem man sich gegen den «Staat» richtet, heischend, drohend, ihn mißbrauchend und auch verratend.

— Wie wehrt sich der Staat der Eidgenossen?

— Dadurch, daß «Gegenorganisationen» den Staat für ihre eigenen Zwecke anzuspannen suchen, ihm ihre Lasten aufladen und ihn für alles Ungemach verantwortlich machen.

— Wie steht es aber mit der Regierung?

— Die «Regierung» regiert nicht, einige ehrliche Männer sind wohl darunter. Die nennen sich bescheiden Diener des Volkes, sie vermitteln, sie gleichen aus. Sie glauben nicht an die Zukunft, weil sie in dem Volke keinen Willen zum gemeinen Wohl mehr erkennen können. Die andern, und das ist der große Haufen, sind Diener des Volkes, sie dienen ihm knechtisch, so wie es dies haben will. Da wir nun gemäß einer Einrichtung, die Proporz heißt, alle die vielen Sonderwillen zur Geltung bringen, so wird gleichzeitig nach allen Richtungen gezerrt. Du kannst dir denken, wie es da in den Fugen kracht. Die mannhaften und selbständigen dagegen werden nicht gerufen. Würden sie es aber, so wäre es nur um den Preis ihrer Freimütigkeit.

— Und wie nennt ihr dieses eigenartige politische System?

— Wir nennen es Demokratie. Gewisse unter uns meinen allerdings eine von ihnen ausgeübte Diktatur wäre besser und wieder andere sehnen sich nach einem Tyrannen.»

Mit einer jähen Bewegung hatte sich Bruder Klaus aufgerichtet. Sein Auge blitzte und in den Mundwinkeln bemerkte ich ein leises Beben:

«Deine Welt ist mir fremd geworden und doch sehe ich das eine deutlich. Es fehlt euch die Frömmigkeit und die Treue. Ihr habt vergessen, daß es eine Zeit gab, wo Geschlecht auf Geschlecht, mit Gut und Leben sich einsetzen mußte für das, was wir Freiheit nannten. — Jahre ohne Brot und nur mit dürftigster Zehrung wurden hingenommen als eine Mahnung der Vorsehung. Keiner hätte es gewagt, sich deswegen an Ordnung und Satzungen zu vergehen.

Diktatur oder Tyrannei, ihr würdet an beiden zugrunde gehen, so wahr ihr unsere Nachkommen seid.

Demokratie! — mag sein, das einzig mögliche. Aber diese hat doch zur Voraussetzung, daß unter dem sich selbst regierenden Volke Einsicht und Wille zur Gerechtigkeit vorhanden seien.

— Das ist es, was uns fehlt und doch nennen wir es Demokratie. Ist es auch oft ein leeres Wort geworden — wir betrügen uns lieber selber, als daß wir an etwas anderes glauben möchten.»

Seine Gelassenheit wieder gewinnend, legte Bruder Klaus eine Hand auf meine Schulter und sagte:

«So komm, wir wollen noch einen anderen befragen. Er ist zwar ein Heide, aber zeitlebens seiner Seele treu geblieben.»

Mir war's recht, den Gang zu tun. Wir reisten. Wo und wie lange kann ich mich nicht mehr entsinnen. Auf einmal waren wir angelangt und gut aufgenommen worden. Im Haine war es feierlich still. Zwischen den Stämmen zeitloser Bäume drangen Strahlenbündel der Morgensonne herein und verbreiteten sich ruhend auf dem moosgrünen Grunde. Leise plätscherte die Quelle. Der Erhabene saß auf einer hingestürzten Säule, die Schüler so oder anders im Halbkreise um ihn herum. Er hatte aufmerksam zugehört, und als mein frommer Führer die Rede mit dem Hinweis auf den derzeitigen Geisteszustand meiner Zeitgenossen beendet hatte, versank er in tiefes Nachdenken. Endlich hob er das schwere Haupt:

«Ihr kommt, o Fremdlinge, zur rechten Stund. Meine Freunde hier sind so liebenswürdig, mein mangelhaftes Wissen zu erforschen über

die Frage, welche Staatsform wohl am ehesten die Gerechtigkeit verbürgen könnte. Da haben wir uns glücklich über einige Ansichten geeinigt, aber die Hauptsache bleibt uns erst noch zu tun. Wenn's euch so recht ist, so will ich die Rede wieder aufnehmen und dorthin leiten, wo eure Sorge auf dem Wege liegt.»

Zustimmend lagerten auch wir am Rande des Brunnens und hingen an den Lippen des großen Meisters. Wieder sich seinen Schülern zuwendend sprach er also:

«Nun wäre uns mithin noch übrig, die trefflichste Verfassung und den trefflichsten Mann durchzugehen, die Tyrannei und den Tyrannen. — Offenbar, sagte der Schüler. — Wohlan denn, lieber Freund, welches ist wohl die Art, wie die Tyrannei entsteht? Denn daß sie sich aus der Demokratie abändert, ist wohl fast offenbar! — Offenbar. — Entsteht nun etwa auf dieselbe Weise, wie aus der Oligarchie die Demokratie, auch aus der Demokratie die Tyrannei? — Wieso? — Was die Oligarchie sich als das größte Gut vorstellte und wodurch sie auch zustande gekommen war, das war doch der große Reichtum. Nicht wahr? — Ja. — Die Unersättlichkeit im Reichtum aber und die Vernachlässigung alles übrigen um des Geldmachens willen, gereichte ihr zum Untergang. — Richtig! sagte der Schüler. — Und die Demokratie, löst nicht auch diese sich selbst auf durch die Unersättlichkeit in dem, was sie sich als ihr Gut vorsetzt? — Was meinst du aber, daß sie sich vorsetzt? — Die Freiheit, antwortete der Lehrer, denn von dieser wirst du immer in einer demokratischen Stadt hören, daß sie das Vortrefflichste sei und daß deshalb auch nur in einer solchen leben dürfe, wer von Natur frei sei. — Das Wort wird freilich gar oft gesagt. — Ist es nun etwa nicht, was ich eben sagen wollte, die Unersättlichkeit hierin mit Vernachlässigung alles übrigen, was auch diese Verfassung umgestaltet und sie dahin bringt, der Tyrannei zu bedürfen? — Wie das? sprach der Schüler. — Ich meine, wenn einer demokratischen, nach Freiheit durstigen Stadt schlechte Mundschinken vorstehen und sie sich über die Gebühr in ihrem starken Wein berauscht, so wird sie ihre Obrigkeiten, wenn diese nicht ganz zahm sind und alle Freiheit gewähren, zur Strafe ziehen, indem sie ihnen Schuld gibt, böseartig und oligarchisch zu sein. — Das tun sie wohl, sagte der Schüler. — Und die den Obrigkeiten gehorchen, mißhandelt sie als knechtisch gesinnte und gar nichts werthe; und nur Obrigkeiten, welche sich wie Untergebene und Untergebene, welche

sich wie Obrigkeiten anstellen, werden, wo man unter sich ist und öffentlich, gelobt und geehrt. Muß nun nicht in solchem Staat die Freiheit sich notwendig überallhin erstrecken? — Als wenn, sagte der Meister, ein Vater sich gewöhnt, dem Knaben ähnlich zu werden und sich also vor den erwachsenen Söhnen zu fürchten und ein Sohn dem Vater, also die Eltern weder zu scheuen, noch bange vor ihnen zu sein, damit er nämlich recht frei sei; ebenso ein Hintersasse dem Bürger und der Bürger dem Hintersassen sich gleich zu stellen und der Fremde ebenso. — Das geschieht freilich, sagte der Schüler. — Dieses, fuhr der Meister fort, und noch andere ähnliche Kleinigkeiten. Der Lehrer zittert in einem solchen Zustande vor seinen Zuhörern und schmeichelt ihnen; die Zuhörer aber machen sich nichts aus den Lehrern und so auch aus den Aufsehern. Und überhaupt stellen sich die Jüngeren den Älteren gleich und treten mit ihnen in die Schranken in Worten und Taten; die Alten aber setzen sich unter die Jugend und suchen es ihr gleich zu tun an Fülle des Witzes und lustigen Einfällen, damit es nämlich nicht das Ansehen gewinne, als seien sie mürrisch oder herrschsüchtig. — Die Summe nun von diesen allen, sprach der Meister, wenn man es zusammenrechnet, merkst du wohl, wie zart nämlich dadurch die Seele des Bürgers wird, so daß, wenn ihnen einer auch noch so wenig Zwang auflegen will, sie gleich unwillig werden und es gar nicht vertragen. Und zuletzt weißt du ja, daß sie sich um die Gesetze gar nichts kümmern, mögen es nun geschriebene sein und ungeschriebene, damit auf keine Weise irgend jemand ihr Herr sei. — Jawohl, sagte der Schüler, weiß ich das. — Diese treffliche und jugendliche Regierungsweise, o Freund, sprach der Meister, ist es nun eben, aus welcher, wie es mir scheint, die Tyrannei hervowächst. — Jugendlich genug freilich, sagte der Schüler, aber wie weiter? — Dieselbe Krankheit, sprach der Meister, an welcher die Oligarchie, wenn sie davon betroffen wird, zugrunde geht, diese, wenn sie sich auch hier einstellt, wo sie, weil jedem alles frei steht, noch weit häufiger und heftiger wird, verknechtet die Demokratie. Und in der Tat das Äußerste tun in irgend etwas, pflegt immer eine große Hineigung zum Gegenteil zu bewirken bei der Witterung, bei den Gewächsen, bei den lebendigen Körpern und ebenso auch nicht weniger bei den Staaten. — Das läßt sich hören, sagte der Schüler. — Also auch die äußerste Freiheit wird wohl dem Einzelnen und dem Staat sich in nichts anderes umwandeln, als in die äußerste Knechtschaft.

— Wahrscheinlich freilich. — So kommt denn wahrscheinlich die Tyrannei aus keiner anderen Staatsverfassung zustande, als aus der Demokratie, aus der übertriebendsten Freiheit, die strengste und wildeste Knechtschaft. — Das hat freilich Grund, sagte der Schüler. — Jedoch ich glaube, du fragtest nicht hiernach; sondern was für eine auch in der Oligarchie vorkommende Krankheit die Demokratie in Knechtschaft bringe. — Laß es uns denn so, sprach der Meister, anfassen, damit wir genauer sehen, was wir angeben. — Wie? — In drei Teile laß uns einen demokratischen Staat einteilen, wie es sich auch verhält. Der erste Teil ist die Gattung der faulen und verschwenderischen Menschen, welche wegen der Ungebundenheit in einem demokratischen nicht minder entsteht als im oligarchischen. — So ist es. — Hier aber ist es bei weitem herber als dort. — Wieso? — Dort, weil sie nicht in Ehren gehalten, sondern von den obrigkeitlichen Ämtern zurückgedrängt wird, bleibt sie ungetrübt und wird nicht kräftig. In der Demokratie aber hat diese mit wenigen Ausnahmen überall den Vorsitz. Und die Hitzigsten darunter reden und handeln, die anderen setzen sich um die Gerichtsstellen her und summen und leiden nicht, daß jemand etwas anderes sage, so daß in einem solchen Staate bis auf einiges Wenige alles von dieser Gattung verwaltet wird. — Jawohl, sagte der Schüler. — Das andere ist nun wohl dieses, was sich von der Menge ausscheidet. — Was für eines? — Wenn doch alle aufs Erwerben gestellt sind, so werden die von Natur Sittsamen gewöhnlich die Reichsten. — Wahrscheinlich. — Von da nun, denke ich, fließt für Drohnen der meiste und reichlichste Honig. — Wie sollte auch wohl einer, sagte der Schüler, von denen etwas auspressen, die wenig haben. — Solche Reiche aber, meine ich, heißen die Weide der Drohnen. — Beinahe wohl, sagte der Schüler. — Die dritte Gattung nun wäre also das Volk, alle die mit eigenen Händen arbeiten und sich von den Staatsgeschäften enthalten und deren Besitz gar wenig bedeutet. Diese ist die zahlreichste in der Demokratie und die am meisten den Ausschlag gibt, wenn sie zusammengebracht ist. — Das freilich, sagte der Schüler, aber sie pflegt nicht leicht zusammengebracht zu werden, wenn sie nicht von dem Honig etwas bekommt. — Davon bekommt sie aber jedesmal, sprach der Meister, so oft die Vorsteher Gelegenheit finden, die Vermögenden zu berauben und davon, indem sie das meiste für sich behalten, auch unter dem Volk zu verteilen. — Auf diese Weise freilich, sagte der Schüler, bekommt sie davon. — Sonach

werden doch, denke ich, diejenigen welche man beraubt, genötigt, sich durch Reden im Volk und auch soweit sie können, tätlich zur Wehr zu setzen. — Wie sollten sie nicht? — Daher, wenn sie auch in der Tat gar keine Lust haben zu Neuerungen, werden sie nun doch von den andern beschuldigt, daß sie dem Volke nachstellen und oligarchisch sind. — Das läßt sich denken. — Am Ende also, wenn sie sehen, daß das Volk nicht aus eigenem Antriebe, sondern in seiner Unwissenheit und von ihren Verleumdern hintergangen, doch darauf ausgeht, ihnen Unrecht zu tun, dann endlich, mögen sie nun wollen oder nicht, werden sie wirklich oligarchisch, nicht aus eigenem Antriebe, sondern auch dieses bringt ihnen jenes Unheil, die Drohne durch seine Stiche bei. — Offenbar — Und so entstehen dann gegenseitige Anklagen, Rechtsstreitigkeiten und Kämpfe. — Jawohl. — Pflügt nun dann nicht das Volk ganz vorzüglich immer einen an seine Spitze zu stellen und diesen zu hegen und groß zu machen? — Das pflügt es freilich. — So viel scheint mir also klar, wenn ein Tyrann entsteht, so ist dieses Vortreten seine Wurzel und anderwärts her sproßt er nicht auf. — Welches ist also der Anfang dieser Umwandlung aus einem Volksvorsteher in einen Tyrannen?»

Mein Leiter und ich begegneten uns mit dem Blicke. Ich verstand seine Mahnung zum Aufbruche. Gar freundlich wurden wir verabschiedet. Wie leicht ging die Reise von statten über die blaugrünen Fluten der südlichen Meere. Die Luft voll Sonnenschein umkostete uns schmeichelnd und einnehmend, zum Bleiben verführend. Bruder Klaus mahnte jedoch zur Eile. Eines Morgens, als wir uns dem nördlichen Ufer der unermeßlichen Ebene näherten, erlebten wir das größte Wunder und das Endziel allen Wanderns — die H e i m a t. Als wären es seidenleichte Vorhänge, hauchte die Morgenluft den feinen Dunst hinweg und groß und gewaltig in hehrer Majestät blickte der Alpenwall aus Himmelshöhen auf uns herab. Die ewigen Häupter waren übergossen vom gleißenden Gestrahle der Sonne, die vom ganzen Weltenraum diese Berge auserwählt hatte, um ihrer Schönheit zu dienen. Wir beide sanken auf die Knie und er betete laut: **D u L a n d u n s e r e r V ä t e r !**

Droben auf dem Gotthard sollten sich unsere Wege trennen, wir hatten bei einem Hirten genächtigt und sein karges Brot gegessen. Bruder Klaus erhob sich und führte mich von der Hütte auf einen Felskopf, von wo aus wir Europas Hauptstraße sehen konnten, wie sie sich vom Urserntal heraufwand an den Seen vorbei und dann im

südlichen Duft wieder versank. Wir schwiegen und lauschten, ja wir hörten sehr wohl, wie sie kamen, wie sie hinüber- und herüberzogen, wie die Jungen jodelten und jauchzten, während die Gesetzten wieder still und ernst im Zuge sich bewegten. Manch einer sah zu uns herauf und sein Blick sagte: Und kehr ich nicht zurück, so behütet mir dies Land und haltet ihm die Treue!

Mein Herz wurde mir so schwer, ist es möglich, daß wir so freventlich vergessen können? Daß wir jetzt, wo das Land, das uns gehegt und gepflegt, um seines Bestandes willen von uns fordern muß Hader und Unwillen aufzugeben, — wir seiner Not nicht achten? Ohne sein Volk kann das Land nicht bestehen, es wird der Verwahrlosung preisgegeben.

Bruder Klaus reichte mir die Hand zum Abschiede. Ernst sprach er die Worte: «Wenn in einem Volke der Einzelne Eigennutz und Laune über das Land und Volkswohl stellt, hat er die Heimat schon verloren und wehe den Unwürdigen, die heimatlos werden.» Dann trennten wir uns. Spät am Nachmittage stieg ich zur Rütliwiese hinan. Horch, da klangen Kinderstimmen mir entgegen: Drum Rütli sei freundlich begrüßet, dein Name wird nimmer vergehen . . . Hoffnungsfroh stimmte ich mit ein — — — und erwachte.

Über dem Buche jenes Großen und Weisen, der vor zweieinhalbtausend Jahren uns Erkenntnis und Wegleitung schenkte, war ich von einer lieblichen Muse zum Meister selbst entführt worden. Am nächtlichen Firmament leuchten die nämlichen Sterne, vor deren Erhabenheit sein Geist sich in Demut beugte.